

Wer sind eigentlich „Menschen mit Migrationshintergrund“?

Über die Notwendigkeit eines reflexiven Migrationsbegriffs

Chantal Munsch

Soziale Dienste sollen sich für Menschen „mit Migrationshintergrund“ öffnen – aber wer sind diese überhaupt? Der folgende Beitrag geht davon aus, dass theoretische Reflexionen über den Begriff der Migration für die Praxis (nicht nur) erzieherischer Hilfen von hoher Bedeutung sind. Sie sind deswegen wichtig, weil erzieherische Hilfen über ihren Einfluss auf das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen deren Selbstbilder entscheidend mit prägen. Grundlegend für die folgenden Überlegungen ist damit die These, dass die Bedeutung von „Migrationshintergrund“ (die sich übrigens international stark unterscheidet) nicht an sich gegeben ist, sondern in vielen Interaktionen immer wieder reproduziert wird. In diesem Sinne möchte der folgende Beitrag nicht nur versuchen zu klären, was „Migration“ für die Praxis bedeutet, sondern gleichzeitig verdeutlichen, wie wichtig es ist, das Label „Migrationshintergrund“ kritisch zu reflektieren.

Klare Statistik – vielfältige Lebensrealitäten – zuschreibende Diskurse

Zentral für die Klärung des Migrationsbegriffes ist zunächst die Unterscheidung zwischen drei verschiedenen Perspektiven: Die statistische Definition benötigt eine klar definierte Grenze, um erfassen zu können, ob eine Person einen „Migrationshintergrund“ hat oder nicht. Auf diese Weise können z. B. Benachteiligungen in Bezug auf Bildung oder Einkommen erfassbar gemacht werden. Eine lebensweltliche Perspektive verdeutlicht demgegenüber eine überaus große Vielfalt von Menschen, welche der statistischen Definition zufolge einen „Migrationshintergrund“ haben: Hier finden sich viele verschiedene Nationalitäten, Altersklassen, Männer und Frauen mit unterschiedlichen Bildungsabschlüssen und Berufen, verschiedene Milieus... Aus dieser Perspektive auf unterschiedliche Gruppenzugehörigkeiten, Milieus und Lebensrealitäten lässt sich kaum noch beschreiben, was denn diese so unterschiedlichen Menschen vereinen könnte. Von der statistischen Definition einerseits und der Vielfalt der Lebensrealitäten andererseits ist drittens

der Diskurs über Menschen „mit Migrationshintergrund“ zu unterscheiden, der Migration auf eine ganz bestimmte Weise fokussiert (s.u.). Dass diese drei Perspektiven sich gegenseitig beeinflussen, lässt sich am Wandel der statistischen Definition gut zeigen: Bis zu den 2000er-Jahren war lediglich die Staatsangehörigkeit bedeutsam (vgl. Kemper 2010: 315f). Zurzeit erfasst das Statistische Bundesamt (2013: 5-6) Nachkommen von ZuwanderInnen bis zur 3. Generation mit der Begründung „Vertreter der 3. Generation sind nach wissenschaftlichen Studien aus allen klassischen Einwanderungsländern integrationspolitisch besonders ‚schwierig‘“ (Statistisches Bundesamt 2013: 5). Nicht nur weil „Migrationshintergrund“ in verschiedenen Statistiken unterschiedlich definiert wird, stellt sich die Frage, ab wann denn ein „Migrationshintergrund“ erlischt (vgl. Kemper 2010: 319), also die Herkunft eines Menschen als so unwichtig betrachtet wird, dass sie nicht mehr beachtet und erfasst wird.

Die Vorstellungen, die im öffentlichen, politischen und auch fachlichen Diskurs mit Migration verbunden werden, sind v.a. in den Kulturwissenschaften und der Migrationspädagogik

gik analysiert worden. Diese Analysen zeigen, dass hier weder alle Menschen gemeint sind, die unter dem statistischen Begriff des Migrationshintergrundes erfasst werden, noch ihre verschiedenen Lebensrealitäten und Zugehörigkeiten bedacht werden. Analysiert man den aktuellen deutschen Diskurs über Migration, so wird deutlich, dass sich dieser auf eine bestimmte Gruppe konzentriert, welche als in besonderer Weise fremd dargestellt wird, während andere Menschen ohne deutschen Pass (z. B. Franzosen, Niederländer oder US-Amerikaner) weniger als MigrantInnen wahrgenommen werden. Im Fokus des Diskurses über Migration steht in den letzten Jahren „die türkische Kultur“, deren Werte als sehr verschieden zu denjenigen einer „deutschen Kultur“ gesehen werden. Dabei wird die Vielfalt unterschiedlicher ethnischer Gruppen in der Türkei genauso wenig reflektiert wie die unterschiedlichen sozialen Milieus, Generationen und Religionszugehörigkeiten. Unter dem Schlagwort „Migration“ wird unter Ausblendung dieser Vielfalt vielmehr ein ganz bestimmtes Bild von Menschen türkischer Herkunft gezeichnet: geprägt durch einen eher strengen islamischen Glauben, traditionelle Familienstrukturen, Armut und niedrigen Bildungsstatus. Diese spezifische Verbindung sehr unterschiedlicher Merkmale wird dann unter dem Stichwort „Migration“ verallgemeinert. Diese Vorstellungen in Bezug auf Migration wandeln sich jedoch und unterscheiden sich auch international, sodass die Bezeichnung „Migrationshintergrund“ nur im Zusammenhang mit einem historisch und national spezifischen gesellschaftlichen Diskurs verstanden werden kann.

Kulturbegriffe

Die Analyse des aktuellen Diskurses über Migration zeigt, dass die Vorstellung von kultureller Differenz dabei eine besondere Rolle spielt (vgl. zum Folgenden z. B. Sökefeld 2004). Andere Aspekte wie z. B. Lebensbedingungen, rechtliche oder strukturelle Fragen sind demgegenüber weit weniger bedeutsam. Diesbezüglich müssen verschiedene Vorstellungen von Kultur unterschieden werden: Im öffentlichen Diskurs ist der Begriff der Kultur sehr stark von der Annahme geprägt, verschiedene nationale Gruppen hätten eine eigene Kultur. Implizit wird diese als homogen angenommen (auch wenn bei Nachfrage deutlich wird, dass es unterschiedliche Kulturen in einem Land gibt). Besonders re-

Die Differenz zwischen „Wir“ und „den Anderen“ existiert dabei jedoch nur, weil immer wieder auf sie zurückgegriffen wird – mit jedem Bezug wird sie sozusagen am Leben erhalten.

levant ist die Vorstellung, bestimmte Kulturen würden sich grundlegend unterscheiden. Da gleichzeitig angenommen wird, dass die Kultur das Denken und Handeln der Menschen entscheidend leite, folgt daraus häufig die Vorstellung, dass das Zusammenleben von Menschen mit und ohne „Migrationshintergrund“ leicht oder schnell in kulturellen Konflikten münden würde. Diese Idee des Kulturkonfliktes ist jedoch nur möglich, wenn man davon ausgeht, dass es Kulturen gibt, die für eine bestimmte ethnische Gruppe homogen sind, die sich zwischen Gruppen wesentlich unterscheiden und das Verhalten von Menschen prägen.

Insgesamt fällt auf, dass eine solche Perspektive, welche eine bestimmte Kultur auf ganz bestimmte Stereotype reduziert, in Bezug auf fremde Kulturen viel einfacher fällt als in Bezug auf die „eigene“ Kultur. Während die Merkmale der „türkischen Kultur“ schnell aufgezählt sind, fallen uns in Bezug auf die „deutsche Kultur“ die Unterschiede nicht nur zwischen Bayern und Berlin, zwischen Stadt und Land, sondern auch zwischen verschiedenen Milieus, Generationen und Geschlechtern ein. Zudem werden kulturalisierende Erklärungen häufig und eher selbstverständlich zur Erklärung des Verhaltens von „MigrantInnen“ benutzt – die Erklärung des aggressiven Verhaltens eines Jugendlichen, der Zurückgezogenheit eines Kindes oder der spezifischen Familienkultur mit „der deutschen Kultur“ würde demgegenüber wohl für Verwunderung sorgen...

Ein anderes Verständnis von Kultur liegt dem Ansatz der kulturellen Hybridität (vgl. z. B. Hall 1994/2000) zugrunde: Er beschreibt, dass Kulturen sich immer schon vermischen. Nicht nur in den Zeiten der Globalisierung, sondern in vielfältigen Zusammenhängen wie der Seidenstraße oder den Kolonialisierungen haben sich Kulturen beeinflusst, sodass kaum mehr von „reinen“ Kulturen ausgegangen werden kann. Kulturwissenschaftliche Analysen nicht nur von Büchern und Filmen, sondern auch von Lebensgewohnheiten machen diese vielfältigen Einflüsse deutlich: nicht nur Jeans, Kaffee und Döner, auch Ikea und der Perserteppich, das

„Date“ und die Bibel, Medizin und Alphabet. Kaum ein Lebensbereich wird sich finden lassen, der von kulturellen Vermischungen unbeeinflusst wäre. In ähnlicher Weise finden sich zunehmend Menschen, die sich über ihre Zugehörigkeit zu verschiedenen kulturellen Zusammenhängen definieren, die sich z. B. sowohl als russisch als auch als deutsch verstehen.

Die Grundlage dieses Ansatzes ist ein Verständnis von Kultur, welche in alltäglichen Interaktionen immer wieder neu hergestellt – und verändert wird. Die Handelnden sind dabei einerseits von kulturellen Rahmungen geprägt – andererseits jedoch gestalten sie diese auch mit. In einigen Situationen handeln sie widerständig, in anderen konform zu kulturellen Erwartungen – die sich ihrerseits je nach Kontext (z. B. berufliche Kulturen, Milieus, Stadt und Land) unterscheiden. Kultur ist somit nicht nur historisch wandelbar, sondern auch stark vom jeweiligen Kontext geprägt. Diese Vorstellung von Kultur unterscheidet sich deutlich von derjenigen einer eher homogenen und starren Kultur, wie sie den öffentlichen Diskurs prägt.

Die beschriebenen Auseinandersetzungen mit dem Kulturbegriff könnten als eine akademische Spielerei abgetan werden. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass es in der alltäglichen Interaktion mit Kindern, Jugendlichen und ihren Eltern einen Unterschied macht, ob sie als Personen wahrgenommen werden, welche in ihrem Handeln und Denken von einer russischen, türkischen oder vietnamesischen Kultur geprägt sind und deswegen anders handeln und denken als deutsche Menschen – oder ob sie als Menschen gesehen werden, welche von verschiedenen, an sich schon hybriden Kulturen geprägt sind und gleichzeitig eigensinnig mit diesen Kulturen umgehen und diese auch mit ausgestalten und füllen.

Postkoloniale TheoretikerInnen wie z. B. Stuart Hall (1994/2000) haben in diesem Zusammenhang analysiert, dass Diskurse über „reine“ Kulturen, d. h. allgemein verbreitete Vorstellungen, es gäbe so etwas wie eine deutsche, vietnamesische oder russische Kultur, eine bestimmte Funktion erfüllen: Sie erlauben es, Menschen aufgrund einer zugeschriebenen Gruppenzugehörigkeit einzuteilen und als anders darzustellen. Das Reden über „Migrationshintergrund“ bzw. über die damit verbundene kulturelle Differenz reproduziert also die Differenz zwischen als „ganz normal“ angesehenen „Deutschen“

und denjenigen, die aufgrund ihres „Migrationshintergrundes“ nicht dazugehören. Die Differenz zwischen „Wir“ und „den Anderen“ existiert dabei jedoch nur, weil immer wieder auf sie zurückgegriffen wird – mit jedem Bezug wird sie sozusagen am Leben erhalten.

Migrationshintergrund in dieser Weise als Konstruktion, d. h. als Herstellung eines ganz bestimmten Bildes zu verstehen bedeutet in keiner Weise, dass dieses wirkungslos wäre. Ganz im Gegenteil entwickeln diese Konstruktionen eine große Kraft und Härte, indem sie die Grenzen vorgeben zwischen denen, die dazu gehören und denjenigen, denen dies erschwert wird. Der Diskurs über Migrationshintergrund bleibt dabei jedoch nicht allein eine Fremdzuschreibung. Er stellt gleichzeitig einen Rahmen dar, in sich dem Menschen verorten müssen. Die immer wieder gestellte Frage, ob Jugendliche sich „eher deutsch oder türkisch“ fühlen, suggeriert nicht nur, dass es hier eine entscheidende Differenz gebe. Sie führt auch dazu, dass diese Kinder und Jugendlichen den Eindruck haben, sie müssten sich zwischen diesen beiden Kulturen entscheiden. Eine hybride Identität, bei der in manchen Kontexten die eine, in anderen Kontexten die andere, in vielen Zusammenhängen aber v. a. die Vermischung der verschiedenen kulturellen Einflüsse spürbar wird, wird auf diese Weise sehr erschwert.

Wieso ist der Gebrauch des Migrationsbegriffs so schwierig? Wären verschiedene nationale oder ethnische Kulturen einfach nur „bunt verschieden“, wie viele Projekte im Kontext von Interkulturalität vermitteln möchten, wäre die mit Migration verbundene Differenz vielleicht nicht weiter problematisch. Die mit dem Label Migration verbundenen Zuschreibungen werden jedoch nicht als gleichwertig gesehen. Typische Attribute sind z. B. Emotionalität im Gegensatz zu Rationalität, Tradition im Gegensatz zu Moderne oder Kollektivismus im Unterschied zu Individualismus. Deutlich wird, dass migrationsbezogene Attribute immer in einer Relation zu Selbstzuschreibungen stehen, bei denen das Eigene jeweils einen höheren Stellenwert hat. Dies gilt übrigens auch dann, wenn z. B. die besondere Musikalität oder „Lebendigkeit“ von Kulturen des Südens hervorgehoben werden. Schwierig werden die Zuschreibungen also, weil sie im Kontext einer Ungleichwertigkeit stattfinden und diese weiter reproduzieren können.

Konsequenzen für die Praxis erzieherischer Hilfen

Vor diesem Hintergrund stellt sich nun die Frage, welche Perspektive auf Migration für erzieherische Hilfen sinnvoll ist. Sollen wir nach den geschilderten Schwierigkeiten des Migrationsbegriffs überhaupt noch auf kulturelle Herkunft Bezug nehmen – gerade auch dann, wenn Familien bereits sehr lange in Deutschland leben, die Kinder, evtl. auch die Eltern in Deutschland aufgewachsen sind? Diesbezüglich lassen sich unterschiedliche Ansätze unterscheiden (vgl. zum Folgenden Mecheril 2004): Eine „differenzunempfindliche“ Perspektive bietet die Möglichkeit, Menschen als Individuen mit ihren je eigenen Biografien, Lebensumständen, Beziehungen etc. wahrzunehmen. Ein solcher Blick auf das Individuum und nicht auf seine kulturelle Zugehörigkeit kann zu mehr Gerechtigkeit beitragen, weil mit den Differenzen immer auch Ungleichwertigkeiten verbunden sind. Gleichzeitig führt eine „differenzunempfindliche“ Perspektive jedoch oft dazu, dass Migration einfach ausgeblendet wird und die Normen, Werte und Bedürfnisse der Mehrheitsgesellschaft als allgemein und für jede/n als gültig betrachtet und gesetzt werden. Vergessen wird dann, dass auch die Regeln der Mehrheitsgesellschaft spezifische Regeln sind, die nicht von sich aus universelle Gültigkeit haben. Menschen, welche diese Regeln nicht befolgen, werden erst durch die Verallgemeinerung zu Anderen, die nicht passen. Eine „differenzempfindliche“ Perspektive, welche demgegenüber versucht, auf die verschiedenen kulturellen Hintergründe einzugehen, kann besser auf besondere Bedarfe (z. B. Speisevorschriften) eingehen. Sie gerät jedoch andererseits leicht oder häufig in die Schwierigkeit, mit Ungleichwertigkeit verbundene Differenzen zu reproduzieren. Eine besondere Anerkennung verschiedener Kulturen (z. B. bei Festivals der Kulturen) hat wiederum zum Ziel, diese Ungleichwertigkeit zu verändern. Sie will dazu beitragen, dass besser wahrgenommen wird, dass nicht nur in einer Gesellschaft, sondern auch in einer Einrichtung oder Wohngruppe Menschen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen leben und dass diese verschiedenen Kulturen gleichwertig sind. Hier zeigt sich ein Spannungsverhältnis zwischen der Anerkennung als Gleiche (wie alle anderen auch) und der Anerkennung des Besonderen. Von der Perspektive der Anerkennung wiederum lässt sich der Fokus auf Diskriminierung unterscheiden, d. h. ein

Deutlich wird also, dass die Frage nicht lauten kann, ob ein „Migrationshintergrund“ gesehen wird oder nicht, sondern vielmehr *welche Perspektive* auf Migration vorherrscht.

Blick dafür, dass Menschen mit „Migrationshintergrund“ spezifischen Verletzungen und Ausgrenzungserfahrungen ausgesetzt sind. Auch hier zeigt sich ein Spannungsfeld: Richtet sich der Fokus allein auf die Benachteiligung, geraten Menschen schnell in die Rolle hilfloser Opfer. Ihre Leistungen und Ressourcen werden dann nicht mehr gesehen. Eine Perspektive, welche demgegenüber die besonderen Ressourcen von Menschen hervorhebt, welche mehrere Sprachen sprechen, mehrere Kulturen kennen, kann wiederum Diskriminierungserfahrungen verdecken.

Deutlich wird also, dass die Frage nicht lauten kann, ob ein „Migrationshintergrund“ gesehen wird oder nicht, sondern vielmehr *welche Perspektive* auf Migration vorherrscht. Dabei sollte Migration aus verschiedenen Perspektiven heraus betrachtet werden: als etwas, das in manchen Situationen relevant sein kann, in anderen jedoch nicht und in verschiedenen Kontexten eine unterschiedliche Bedeutung entfalten kann; als eine mögliche Zugehörigkeit neben anderen wie Geschlecht oder Alter, als etwas Wandelbares, etwas Hybrides, das mehrere Zugehörigkeiten zulässt, etwas selbstverständlich Zugehöriges, etwas, das mit Diskriminierungserfahrungen und Rassismus aber auch mit besonderen Ressourcen verbunden sein kann, nicht als Eigenschaft eines Individuums (du bist...), sehr wohl jedoch als etwas, womit sich manche Menschen in manchen Kontexten, zu manchen Zeiten ihres Lebens identifizieren – auch weil es ihnen immer und immer wieder nahegelegt wird.

Fachkräfte sind Subjekte des öffentlichen Diskurses über Migration, d. h., sie sind durch die Diskurse über Migration geprägt, reproduzieren sie über ihre Arbeit an Erziehung jedoch auch in besonderer Weise mit – und können sie auch verändern. Die Auflistung verschiedener Perspektiven verdeutlicht die hohen Ansprüche an fachliche Reflexivität in Bezug auf Migration. Notwendig sind deswegen Zeiten und Räume, in denen Fachkräfte ihre Vorstellungen in Bezug auf Migration selbstkritisch reflektieren können. Erschwert wird die-

Kultur ist somit nicht nur historisch wandelbar, sondern auch stark vom jeweiligen Kontext geprägt.

se so wichtige Selbstreflexion jedoch durch die Norm, alle Menschen als gleichwertig und ohne Vorurteile anzuerkennen. Diese Norm ist unbestritten wichtig, sie ist jedoch (nicht nur) in der Sozialen Arbeit so stark, dass es uns schwerfällt, eigene Vorurteile wahrzunehmen und anzuerkennen. Wie gerne glauben wir daran, AdressatInnen wirklich „nur als Menschen“ ohne Zugehörigkeiten wahrnehmen zu können! So wird auch in Seminaren an der Hochschule immer wieder deutlich, dass Studierende einen geschützten Raum, Zeit und gute Inputs benötigen, um erkennen zu können, welche Stereotype sie mit kultureller Fremdheit und Migration verbinden. Es geht darum selbstkritisch anzuerkennen und zu reflektieren, dass wir in unserem Denken von Diskursen geprägt sind und uns nicht vollständig von Differenzierungen und Bewertungen befreien können. Die Herausforderung liegt gerade darin, uns in Situationen zu hinterfragen, in denen wir glauben, frei von Zuschreibungen zu denken und zu handeln. Ein solcher reflexiver Zugang zu Migration unterscheidet sich wesentlich von einem, der von Kulturstandards ausgeht. Forschungen zu Kulturstandards sind v.a. im Zusammenhang mit internationalen Geschäftsbeziehungen entstanden. Sie sollen praktische Handreichungen geben, was z.B. bei Geschäftsreisen in andere Länder zu beachten sei. Die vor diesem Hintergrund erarbeiteten Kulturstandards beschreiben jeweils spezifische Merkmale unterschiedlicher nationaler Kulturen, welche in der Kommunikation beachtet werden sollten (vgl. Thomas 2003). Obwohl sie nicht für Familien entwickelt wurden, welche schon in zweiter oder gar dritter Generation in der (nicht mehr) fremden Gesellschaft leben und auch kulturelle Hybridität nicht berücksichtigen, werden sie in manchen Fortbildungen als Grundlage für die Arbeit mit Menschen „mit Migrationshintergrund“ vermittelt. Auf diese Weise entstehen Handlungsanleitungen, bei türkischen Familien erst die Älteren anzusprechen oder bei Hausbesuchen die Schuhe auszuziehen, welche der zuvor beschriebenen Reflexivität und Beachtung der je individuellen Bedeutung von „Migrationshintergrund“ kaum gerecht werden.

Eine Beachtung von Migration in dem Sinne, dass Menschen „mit Migrationshintergrund“ ganz selbstverständlich als AdressatInnen einer Einrichtung willkommen sind, kann somit nur ein erster notwendiger Schritt sein. Er kann sich z.B. in der Außendarstellung (Bilder, Sprachen auf Flyern) und in der Zusammensetzung der Teams verdeutlichen. Der zweite notwendige Schritt umfasst die skizzierte Reflexivität. Vielleicht lässt es sich mit dem Umgang mit Alter vergleichen: Manchmal ist es sinnvoll, wenn jüngere Menschen Rücksicht auf Ältere nehmen – aber je nachdem wie dies geschieht, kann dies dazu führen, dass ältere Menschen zu Schwachen gemacht und ausgegrenzt werden.

Wir müssen uns immer wieder klar machen, ob sich Kinder, Jugendliche oder Eltern „mit Migrationshintergrund“ als besonders, als anders als die Mehrheitsgesellschaft, als defizitär – oder aber als „ganz normal“ wahrnehmen, hängt nicht zuletzt ab von den Vorstellungen der Fachkräfte und den Konzeptionen der Einrichtungen in Bezug auf Migration.

Literatur

- Kemper, Th. (2010): Migrationshintergrund – eine Frage der Definition! In: DDS – Die Deutsche Schule, 102. Jahrgang 2010, Heft 4, S. 315-326.
- Statistisches Bundesamt (2013): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit, Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrosensus 2012, Fachserie 1, Reihe 2.2, 2011, Wiesbaden, unter: www.destatis.de/, Abruf am 12.02.2014
- Sökefeld, M. (2004): Das Paradigma kultureller Differenz: Zur Forschung und Diskussion über Migranten aus der Türkei in Deutschland. In: Ders. (Hrsg.): Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei. Bielefeld.
- Hall, S. (1994/2000): Die Frage der kulturellen Identität. In: Ders.: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg, Argument Verlag, S. 180-222.
- Mecheril, P. (2004): Die Ordnung des pädagogischen Diskurses über natio-ethno-kulturelle Andere. In: Ders.: Einführung in die Migrationspädagogik. Teil 1: S. 80 – 105.
- Thomas, A. (2003). Kultur und Kulturstandards. In: Thomas, A./Kinast, E.-U./Schroll-Machl, S. (Hrsg.): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Band 1: Grundlagen und Praxisfelder (S. 19-31). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 19-31.

Prof. Dr. Chantal Munsch, Universität Siegen, Department Erziehungswissenschaft und Psychologie, Adolf-Reichwein-Str. 2, 57068 Siegen, E-Mail: munsch@fb2.uni-siegen.de